



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spiero, Heinrich: Neue Lyrik

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

katholischen Lehre von der Verdienstlichkeit der Klostergelübde Tausende von Unberufenen zum Eintritt verlockt. Und in Beziehung auf die beschaulichen Orden, deren Leben durchaus unnatürlich ist, gibt es überhaupt keine Berufenen. Teresa konnte seelisch gesund bleiben, weil sie in der Zeit ihrer Beschaulichkeit mit eifrigem Studium, mit der Verarbeitung ihrer außerordentlichen innern Erfahrungen und deren Niederschrift beschäftigt war (nebenbei hat sie auch fleißig gesponnen), in der zweiten Periode ihrer Klosterzeit aber, wo sie die Gründungen in Anspruch nahmen, gar nicht klösterlich gelebt hat; aber der großen Masse der Karmelitinnen (die männlichen Mitglieder des Ordens können wenigstens in der Seelsorge aushelfen) ist keine andre Beschäftigung übrig geblieben als beten, das heißt brüten (denn kein Mensch kann täglich stundenlang beten) und ein bißchen Tändelei wie das Bekleiden und Schmücken von wächsernen Jesuskindlein und ähnlichen Puppen. Die durch die Ordensregel vorgeschriebne Handarbeit, die die Seelen noch einigermaßen gesund erhalten könnte, ist eingegangen, mußte schon aus dem Grunde eingehn, weil das Spinnen und die Handweberei überhaupt aufgehört haben. Schon Teresa klagte einmal, daß die im Kloster gefertigte Leinwand keinen Absatz finde. Der Karmeliterorden hat weder Lebensfähigkeit noch Existenzberechtigung mehr; der ganz anders geartete Jesuitenorden wird sich noch eine Zeit lang behaupten können.

Carl Jentsch



## Neue Lyrik

Von Heinrich Spiero



einrich Hart hat einmal in seiner frischen Weise festgestellt, wie immer wieder durch alle literarischen Zustände im Wechsel der Zeit und des Geschmacks zwei Typen hindurchgehn: der Enthusiast und der Pessimist; jener immer das alte Wort auf den Lippen, daß es eine Lust sei zu leben — dieser immer bereit, die noch ältere Mahnung an die Konsuln auszusprechen, sie mögen das Gemeinwohl vor drohendem Schaden bewahren. In Übergangszeiten voll jäher Ereignisse, auffälliger Erscheinungen pflegen diese beiden Beherrscher und Verkünder öffentlicher Meinungen das Feld fast für sich allein zu haben; in ruhigeren Zeitläufen teilen sie es immerhin mit Betrachtern, die sich, von jeder Parteinommenheit befreit, bemühen, das Vorhandne und werdende in der ruhigen Erwartung zu prüfen, daß nach dem Abschwellen der großen Gegensätze Tüchtiges und Erfreuliches geleistet werden könne. Dabei gebe ich ohne weiteres zu, daß jene nun einmal hinter uns liegenden Tage stürmischer Erwartung auf der einen, heftiger Verdammung auf der andern Seite auch ihren großen Reiz haben; und wenn wir heute zum Beispiel in des nun auch schon

verstorbenen Adalbert von Hanstein geschichtlich überaus wertvollem Werk „Das Jüngste Deutschland“ die Entstehung und die Anfänge der jüngsten Bewegung verfolgen, so kann uns sogar eine leichte Wehmut befallen (trotz allen Unarten solcher Zeit), daß nun gar so viel des Spiritus verfliegen ist. Dafür müssen wir aber immer wieder feststellen, daß, im Gegensatz freilich zum Drama und zur Novelle, der Roman und die Lyrik heut eine Durchschnittshöhe erreicht haben, auf der manches gute Buch schon die Beachtung nicht mehr findet, deren es in ärmern Zeiten gewiß wäre; das Versepos scheidet sich aus — es ist durch drei große Dichterpersönlichkeiten zu einer meisterhaften Vollendung gediehen, steht aber mit ihnen auf einem einsamen Gipfel für sich.

In der Lyrik ist der Vers im allgemeinen geschmackvoller, der Reim reiner, der Ausdruck gewählter, oft freilich auch gezielter geworden als früher; die Wirkung Storms und Siliencrons geht noch immer weiter, auf manche Jüngere ist Dehmel von großem Einfluß, auf andre Stefan George, der aber zu schwach ist, als daß er auf den mühsam gezimmerten Balken seiner Kunst auch noch Fremde tragen könnte, und in der Ballade hat neuerdings Spitteler wenigstens einen hochbegabten Nachfolger von eigenartigem Stil, den hier mehrfach charakterisierten Zieler gefunden. Auch Fontanes Balladenart und die Technik Münchhausens sind wirksam. Dabei aber ist nun unsre jüngere Lyrik keineswegs nur ein Sammelbecken von Anregungen, sondern sie zählt auch eine Reihe ganz selbständiger Charakterköpfe, die das Überkommene persönlich weiter verarbeiten und genug Eigenes haben, daß sie als Persönlichkeiten erkennbar bestehn bleiben; das schönste Beispiel dieser Art ist Agnes Miegel.

Diese Dichterin wirkte neben andern auch dadurch so stark, daß sich in ihr am deutlichsten unter allen neuern Dichtern Ostpreußens die herbe Gewalt der eigenartigen Natur dieser Ostmark durch die Kunst ins Leben rang; ihre Kunst ist große Kunst, die mit tausend Fäden an den Boden der Muttererde geknüpft ist. Dem stärksten weiblichen Talent, das mir seitdem begegnet ist — freilich besteht immer noch ein sehr großer Abstand zwischen ihr und Agnes Miegel —, der Holsteinerin Elisabeth Paulsen würde man kaum ihre engere Heimat anmerken. Aber ihr Gedichtband „Jungfrauenbeichte“ (F. Bensheimer, Mannheim) ist jedenfalls die Probe einer sehr starken dichterischen Begabung. Elisabeth Paulsen fehlt schon hier, im ersten Buch fast alles Dilettantische, sie ist auf jeder Seite ihrer in einem innern Zusammenhang gewordenen und gegebenen Dichtungen durchaus Künstlerin. Sehr merkwürdig ist ihre Technik: sie hat wenige und sehr einfache Reime, aber einen natürlichen, fein ins Ohr fallenden Rhythmus. Stark beeinflusst erscheint sie von Dehmel, hier und da auch von Nietzsche. Banalitäten fehlen fast völlig, und alle Bilder sind wirklich geschaut und dann von leichtschaffender Hand hingestellt. Und obwohl hier nichts mit Hebeln und mit Schrauben abgewonnen ist, öffnet sich der Eingang

zu dieser Kunst nicht so leicht. Etwas schmerzlich Fremdartiges liegt über vielen dieser Verse, hinter denen eine eigne, die Freiheit suchende, weibliche Persönlichkeit steht. Und obwohl, wie der für mein Gefühl trotz seiner Wahrhaftigkeit nicht schöne Titel es sagt, hier eine volle Beichte abgelegt wird, fehlt dem Buche durchaus jenes sensationelle Element, an das eine bestimmte weibliche Schule uns hat gewöhnen wollen; es ist die Beichte einer Seele, die sich, mit ihrem Meister Dehmel zu sprechen, „in alle Tiefen prüfen“ will, aber aus diesen Tiefen als eine wirkliche Künstlerin und ein echtes Weib nur Edelgut hervorzuholen weiß. Symbolisch wirkt deshalb der Ausklang des reichen Buches, er trägt wiederum ein Dehmelsches Motto:

#### Noch steigt die Flut

Die Wogen strömen herrlich daher, Voll Sonnenflut, Weil auf dem Wasser Der Himmel ruht.	Er zerreißt des Strandes Steinerne Brust Und sät im Lande Werdeluft.
Die steigende Flut Will der Sonne nach; Und den Damm hinan Springt der Wellenschlag.	Noch steigt die Flut —: Und wenn sie fällt, Dankt ihr, befruchtet, Eine Welt.

Wer die erzählenden Schöpfungen von Ricarda Huch liebt, ja einige von ihnen für Meisterwerke neuerer deutscher Prosaepik hält, wird nicht ohne leise Enttäuschung ihre Gedichte aus der Hand legen, die in diesem Jahre in zweiter, vermehrter Auflage (bei H. Haessel in Leipzig) zugleich mit einem Bändchen „Neue Gedichte“ (Inselverlag in Leipzig) erschienen sind. Der jungen Lyrikerin mochten schiefe Bilder, selbst triviale Tropen hingehn, wie sie insbesondere in den kleinen Liebesreimen nur zu oft vorkommen; der reifen Künstlerin gegenüber täten wir Unrecht, wenn wir nicht beharrlich auf solche Mängel, die ihr Werk entstellen, hinweisen. Wir haben dazu ein um so größeres Recht, da wir auch in der Lyrik hier und da den echten Herzton der Dichterin spüren, wie in dem bekannten Gedicht „Sehnsucht“ oder in den prachtvollen Versen, worin der alte Salomo sein „Alles ist eitel“ mit der ganzen, etwas starren Plastik variiert, die der Verfasserin des „Ludolf Ursleu“ und der „Triumphgasse“ eigen ist.

Mir wurden Freunde; doch die treuesten Herzen  
Kann eine Mitternacht in Gift verkehren.  
Ich konnte weinen; doch die tiefsten Schmerzen  
Sah ich wie Wachs am Lichte sich verzehren.  
Mit überdrüßiger Hand verschwend ich heute,  
Was gestern ich mit Golbeslast erhandelt.  
Was tät ich, das mich nimmermehr gereute?  
Die Zeit nicht wandelt?

Ein befreundeter Lyriker schrieb mir einmal, es wäre der Fehler so vieler Kritiker, daß sie beständig annähmen, der Dichter müsse sich in jedem Bande

mit Haut und Haaren geben, anstatt daß sie herausfühlten, wie ein solcher Reigen von Gedichten nur in geschlossenen Akkorden die Weise eines Lebenskreises ertönen lassen könne. Gerade auch von dieser Anschauung her ist mir der schmale Band der Neuen Gedichte von Ricarda Huch lieber als der umfangreichere alte, worin ohne jede künstlerische Gruppierung ein zu buntes Durcheinander herrscht.

Der Becher klingt; mein Herz ist der Becher;  
Trink Liebe, trinke dich satt!

Dieser Auftakt eröffnet das Buch und wird rein durchgehalten, so rein, daß einige Verstiegenheiten, die auch hier nicht fehlen, den Eindruck des Ganzen kaum beeinträchtigen können.

Und wir gewahren nicht, ins Heut versonnen,  
Daß jeder Tropfen, den die Zeit vergießt,  
Von unsrer Seele löst und so durchglutet  
Herniederrinnt in einen dunklen Brunnen,  
Der einst in andre Schalen überfließt  
Verauschter Becher, die der Tag umflutet.

Es tut mir leid, aber ich kann mir das Wort Verstiegenheit auch nicht ersparen gegenüber den „Neuen Gedichten“ von Rainer Maria Rilke (Inselverlag); es tut mir deshalb leid, weil ich Rilke für einen der begabtesten jüngern Dichter halte, die wir heute haben. Wer Verse gemacht hat, wie sie zum Beispiel der Band „Mir zur Feier“ (1900) enthält, hat so viel zu sagen, daß er es nicht nötig hätte, Bilder zu brauchen wie dies:

Und legte seine Stirne voller Staub  
Tief in das Staubigsein der heißen Hände.

Das ist nicht Reichtum, sondern aufgezierte Sucht nach unnötig apartem Ausdruck. Wie wenig gerade Rilke so gesuchten Ausdruck nötig hat, auch wenn er Ungewöhnliches schildern will, beweist ein so wundervoll in sich gesättigtes Gedicht wie „Die Erblindende“.

Sie saß so wie die anderen beim Tee.  
Mir war zuerst, als ob sie ihre Tasse  
Ein wenig anders als die andern fässe.  
Sie lächelte einmal. Es tat fast weh.

Und als man schließlich sich erhob und sprach  
Und langsam und wie es der Zufall brachte  
Durch viele Zimmer ging (man sprach und lachte),  
Da sah ich sie. Sie ging den andern nach,

Verhalten, so wie eine, welche gleich  
Wird singen müssen und vor vielen Leuten;  
Auf ihren hellen Augen, die sich freuten,  
War Licht von außen wie auf einem Teich.

Sie folgte langsam, und sie brauchte lang,  
Als wäre etwas noch nicht überflogen;  
Und doch: als ob, nach einem Übergang,  
Sie nicht mehr gehen würde, sondern fliegen.

Und auf gleicher Höhe steht neben manchem andern „Der Panther“:

Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe  
So müd geworden, daß er nichts mehr hält.  
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe  
Und hinter tausend Stäben keine Welt.

Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,  
Der sich im allerkleinsten Kreise dreht,  
Ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,  
In der betäubt ein großer Wille steht.

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille  
Sich lautlos auf —. Dann geht ein Bild hinein,  
Geht durch der Glieder angespannte Stille —  
Und hört im Herzen auf zu sein.

So wird insbesondere der, der die ersten zweiundzwanzig Seiten geruhig überschlägt, bei Rille auf seine Rechnung kommen; nur daß man als Verehrer dieser feinen Kunst ihrem Schöpfer ein größeres Maß von Selbstkritik wünschen muß, die bei niemand besser zu erlernen ist als bei unsern Größten, mögen sie nun Storm oder Groth oder Liliencron oder Dehmel heißen.

Mehr Selbstkritik würde auch die Wirkung der Versbände von Karl Ernst Knodt erhöhen, von denen wieder einer unter dem Titel „Von Sehnsucht, Schönheit, Wahrheit“ (bei Fritz Eckardt in Leipzig) erschienen ist. Schon in frühern Bänden dieses spät zur Form gelangten Poeten fiel auf, wie Reifes und Unreifes durcheinander stand. In stärkerm Maße noch ist dies hier der Fall. Ich möchte wünschen, daß Knodt aus all seinen bisherigen Dichtungen vielleicht von Freundeshand ein schmales Bändchen ausgewählter Verse zusammenstellen ließe, in denen dann nicht manch natürlich strömendes schönes Gedicht durch benachbarte Augenblickseinfälle beeinträchtigt würde.

Es ist ja überhaupt der Fluch allzu großer Produktivität, daß sie allmählich den Maßstab verliert, und insbesondere, wenn sie einmal Erfolg gehabt hat, selten noch Goldkörner unter der gehäuften Spreu herausbringt. So bin ich denn mit einem gewissen Bangen an den, wenn ich richtig gezählt habe, sechzehnten Gedichtband von Maurice Reinhold von Stern, „Donner und Lerche“ (Leipzig, Literarisches Bulletin) herangegangen, fand mich aber angenehm enttäuscht. Stern ist unbedingt ein geschmackvoller und auch temperamentvoller Dyrker, er holt keine Kristalle heraus, aber er vertritt etwa mit Karl Henckell eine pathetische Tradition, die im Grunde seit Herwegh niemals abgerissen ist, und neben deren Trompetentönen hier und da mit leisen, feinen Klängen der Widerhall eines stillen Abends an der Donau oder in der haltischen Heimat des Dichters festgehalten wird.

Auch sonst darf man nicht übersehen, wie neben den modernen Einflüssen und der immer weiter arbeitenden Entwicklung doch die alte Tradition, etwa auch in der Linie von Geibel her festgehalten wird. Es sind natürlich keine besonders starken Naturen, die unberührt vom Leben um sie her, aber doch mit

echter Empfindung und nicht etwa als bloße Nachtreter einen kleinen Kreis umschreiben. Liebenswertes, wenn auch kaum Dauerndes steckt etwa in dem Bande von Agnes Harder „Vom Rain des Lebens“ (Goslar, F. A. Lattmann), der nach schwachen Liebesgedichten eine Reihe gut geschauter Bilder aus der preußischen Heimat und aus der Fremde bringt. Und über der liebenswürdigen Natur, die sich in den „Neuen Gedichten“ von Frieda Jung (Königsberg i. Pr., Gräfe und Unzer) offenbart, vergißt man, daß diese anspruchslosen Verse eben nur Ansätze zur Kunst, aber noch keine Kunst sind.

Wenn ich auch das Buch „Meine Verse“ von Franz Lichtenberger (Leipzig, R. G. Th. Scheffer) nur als Ansätze zur Kunst bezeichnen kann, so hat das freilich ganz andre Gründe. Lichtenberger will Kunst geben, er ist nicht anspruchslos, aber ihm fehlt noch durchaus die Zucht zur Gestaltung. Wenn auch beim Lyriker oft Empfängnis und Schöpfung zusammenfallen, so ist es bei Lichtenberger — ich muß das Paradoxon schon wagen — im Grunde immer bei der Konzeption geblieben. Einfälle sind noch keine Dichtungen, wenn auch der Kreis der Zeitschrift Charon, zu dem Lichtenberger anscheinend gehört, uns das glauben lassen möchte. Es ist nicht einmal aus diesem Buche zu erkennen, ob Lichtenberger einmal weiter kommen wird; die wenigen versuchten Durchkompositionen (etwa das Gedicht an Dehmel) lassen eher das Gegenteil vermuten.

Sehr viel fertiger und ohne sich nutzlos vom Wege zu verlieren, tritt ein anderer Junger, Karl Friedrich Nowak, mit einem ersten Gedichtband „Romantische Fahrt“ (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt) auf. Nowak hat hübsche musikalische Verse, besonders wenn er das Kokoko, die Umwelt seines geliebten Mozart, gestalten will. So klingt es mit dem sehnsüchtigen Ton eines fernen Instruments:

## Mozart

So hold ist dieser Wundergarten ...	Indes ich schlummre, wird ein Reigen
So lautlos sinkt der Blütenregen ...	Mir nah'n von längst erschauten Zielen,
In dieser hellen Zaubernacht	Wird eine Schar mich froh umspielen
Will ich getrost zur Ruh' mich legen,	Von Frauen, die sich niederneigen
Wenn meiner Geige ich, der zarten,	Und zärtlich meinen Namen nennen —
Das letzte süße Lied gebracht.	Ich werde keine Sehnsucht kennen.

Leise Musik ... Ein Wiegenlied  
 Will mich in diesen Schlummer singen ...  
 Sang das nicht ich? Seltsam, ich schied  
 Und immer noch dies Singen, Klingen ...  
 Hab ich so spät dies noch erdacht?  
 Laßt mich nur ruhn ... Süß ist die Nacht.

Eine Wehmut, die kaum je spielerisch wird, ruht über den Versen Nowaks, denen seltner Töne eines jugendlichen, jubelnden Glücks entgleiten. Eine Natur, die ihre Grenzen kennt und innerhalb ihres Gebiets Bescheid weiß, spricht aus diesen Gedichten, zu deren Vorzügen sich auch der gesellt, daß Nowak immer aufzuhören weiß, wo sein Stoff es verlangt. Die Verse sind fein gefeilt, ohne daß dem Rhythmus Gewalt getan wäre.

Der Zufall gefellt diesem Bande einen andern, von dessen Gedichten nur zu oft das Entgegengesetzte gilt: sie sind zu lang; und sie sind immer noch nicht zu Ende, wenn das Thema eigentlich längst erschöpft ist. Ich meine das Buch „An das Leben“ von Franz Langheinrich (Leipzig, E. A. Seemann). Nirgends blickt uns aus diesen Versen ein scharfes Profil an, und ich empfinde ein gewisses Mißverhältnis zwischen den Bildern, die May Klinger und Otto Greiner zu dem auch sonst trefflich ausgestatteten Bande beigetragen haben, und seinem eigentlichen Inhalt. Wer sich mit Klinger unter einen Schild stellt, der muß das Leben noch anders zu fassen wissen als nur an der Oberfläche. Es sind gewiß manche hübsche Verse in dem Bande, aber kaum ein Gedicht, das nicht schließlich enttäuschte. Und nur vielleicht die bekannten Verse zu Arnold Böcklins siebenzigstem Geburtstag drücken restlos das Gewollte aus:

Lächle dem Lieb, das zu zitternder Harfe,  
 Vater, dir klingt!  
 Von den Gestaden, die reich du befahren,  
 Bringen die Fluten dir jubelnde Scharen,  
 Daß unsern Chören ihr Reigen sich schlingt.  
 Sie kommen, mit tauigen Rosen zu kränzen  
 Das Haupt, dem die Firnen der Ewigkeit glänzen.

Es ist bezeichnenderweise das kürzeste Gedicht des Bandes. Und nun schweigt der ruhige Betrachter, der weder Enthusiast noch Pessimist sein will und zu sein braucht. Und er läßt das letzte Wort für heute einem stillen, tiefen Dichter, der also spricht: „Recht eigentlich können auch Künste nur der Seele eine wahre Lebensflamme sein, deren eigne, heiße Flamme sie lodern machen.“ (Carl Hauptmann, Einhart der Lächler I, 259.) Von seinem neuen Buch soll im Beginn der nächsten Übersicht die Rede sein.



## Das Modell der Schmerzen

Von Israel Sangwill

(Schluß)



Als ich nach Hause kam, fand ich ein Telegramm aus dem Pfarrhause. Mein Vater war gefährlich krank. Ich ließ alles im Stiche und eilte, ihn pflegen zu helfen. Mein Bild wurde deshalb nicht auf die Ausstellung gesandt — ich konnte es nicht dahin abgehn lassen, ohne einen letzten prüfenden Blick darauf zu werfen und vielleicht hier und da ein wenig nachzuhelfen. Als ich nach ein paar Monaten in die Stadt zurückkehrte, war das erste, wozu der Anblick meines Bildes mich anregte, der Gedanke, wie es wohl mit Quarriar gehn möge. Ich verließ mein Atelier und telephonierte an Sir Asher Aronsberg in dem Londoner Bureau seines großen Middletoner Geschäfts.